



Das Haus des ehemaligen Kunstdozenten Louis Le Roy in der niederländischen Kleinstadt Heerenveen ist schon fast unter dem Grün des Wildgartens verschwunden

# Laßt es wachsen

Der holländische Landschaftsgestalter Louis Le Roy kämpft gegen die Eintönigkeit moderner Städte. Er stiftet die Bürger dazu an, Wildnisse wuchern zu lassen



Louis Le Roy verwirklichte seine Idee zuerst im eigenen Hausgarten. Seit anderthalb Jahrzehnten lässt er dort alles wachsen, wie es wachsen will. Eine Rasenfläche mit alten Bäumen verwucherte zu einer blühenden Wildnis, die viele Tiere anlockt und sich ständig verändert

**Urwald, wo mal Rasen war**

## Die Bürger gestalten die öffentlichen Anlagen selbst

Die Bewohner des Neubauviertels Lewenborg in der holländischen Stadt Groningen haben auf Vorschlag von Louis Le Roy das Recht bekommen, sechs Hektar öffentliche Grünfläche so anzulegen, wie es ihnen gefällt.

- 1 Das beim Ausheben der breiten Entwässerungsgräben angefallene Erdreich wurde zu Hügeln aufgeschüttet und mit Wildblumen und Weiden bepflanzt. So entstand ein kleiner Dschungel, in dem Kinder ihre Höhlen und Vögel ihre Nester haben.
- 2 Auf einem recht-eckigen Feld halten die Lewenborger Ponys für ihre Kinder. An der Wasserseite des Geländes wollen sie in diesem Sommer noch einen Stall und einen Bootsanleger bauen.
- 3 Schrebergärtnern steht ein Streifen der öffentlichen Grünanlage zum Beackern zur Verfügung. Sie können dort anpflanzen, was sie wollen, dürfen nur keine Zäune aufstellen.
- 4 Hausgärten dürfen in Lewenborg über die Grundstücksgrenzen hinaus in öffentliches Gelände ausgedehnt werden. Einige Bedingung: Das verlängerte Gartenstück muß für die Allgemeinheit zugänglich bleiben.



**ber**

**5** Für Kinder gibt es einen Garten, in dem sie selber säen und pflanzen, und so erleben können, wie Blumen und Beeren wachsen. An einer Feuerstelle in der Nähe treffen sich im Sommer Familien zum Grillen

**6** Die Kosten für den Bau und die Erhaltung von Parkwegen konnte man sich in der Lewenborger Grünanlage sparen. Aus Trampelpfaden entstand ganz von allein ein Verkehrsnetz für Fußgänger und Radfahrer

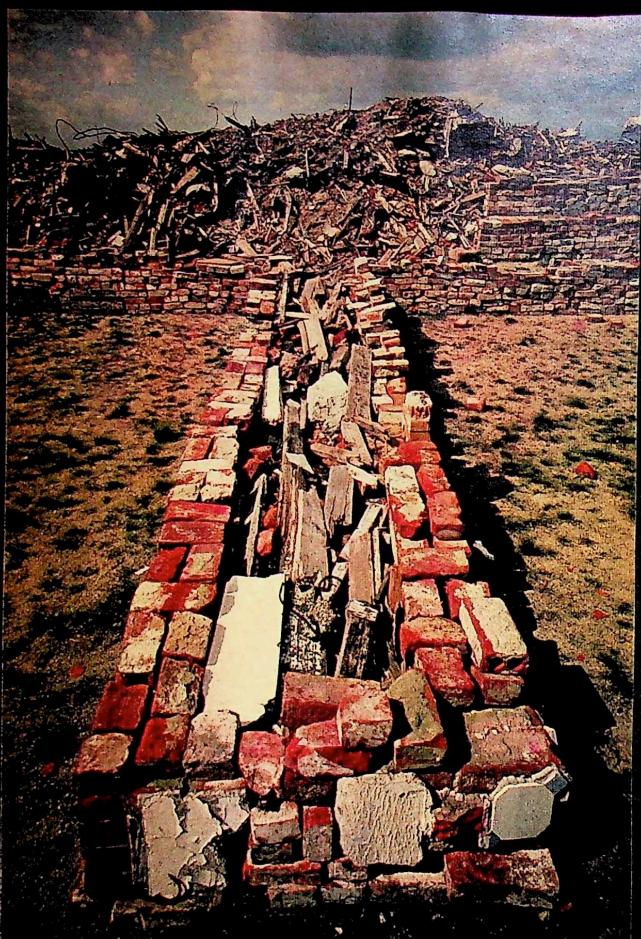


## Die Fische kamen durch die Luft

Im Neubaugebiet Lewenborg wachsen die Kinder mitten in der Natur auf. Die Hügel neben den Teichen sind dicht bewachsen, an versteckten Stellen brüten Wildenten. Die Wasservögel brachten auch Fischlaich nach Lewenborg, den sie in anderen Gewässern aufgenommen hatten. So füllten sich die Teiche ohne menschliches Zutun mit Fischen. Das Angeln lohnt sich schon







Vor der Bremer Universität wollen Studenten eine Ödlandfläche fruchtbar machen. Der Holländer Le Roy gab ihnen den Tip, zuerst Schutt auf dem Boden zu verteilen, weil sich darin schnell ein günstiges Mikroklima für Pflanzen entwickelt. Schutt ist obendrein ein billiges Baumaterial für Wege, Treppen, Terrassen und Einfriedungen. In wenigen Jahren soll das Gelände so aussehen wie der üppige Wildgarten (rechts), den eine Bürgerinitiative im holländischen Leeuwarden mit Hilfe von Abbruchgestein aus einem öden Kirchengrundstück gemacht hat



**Auf Schutt wächst alles bei**

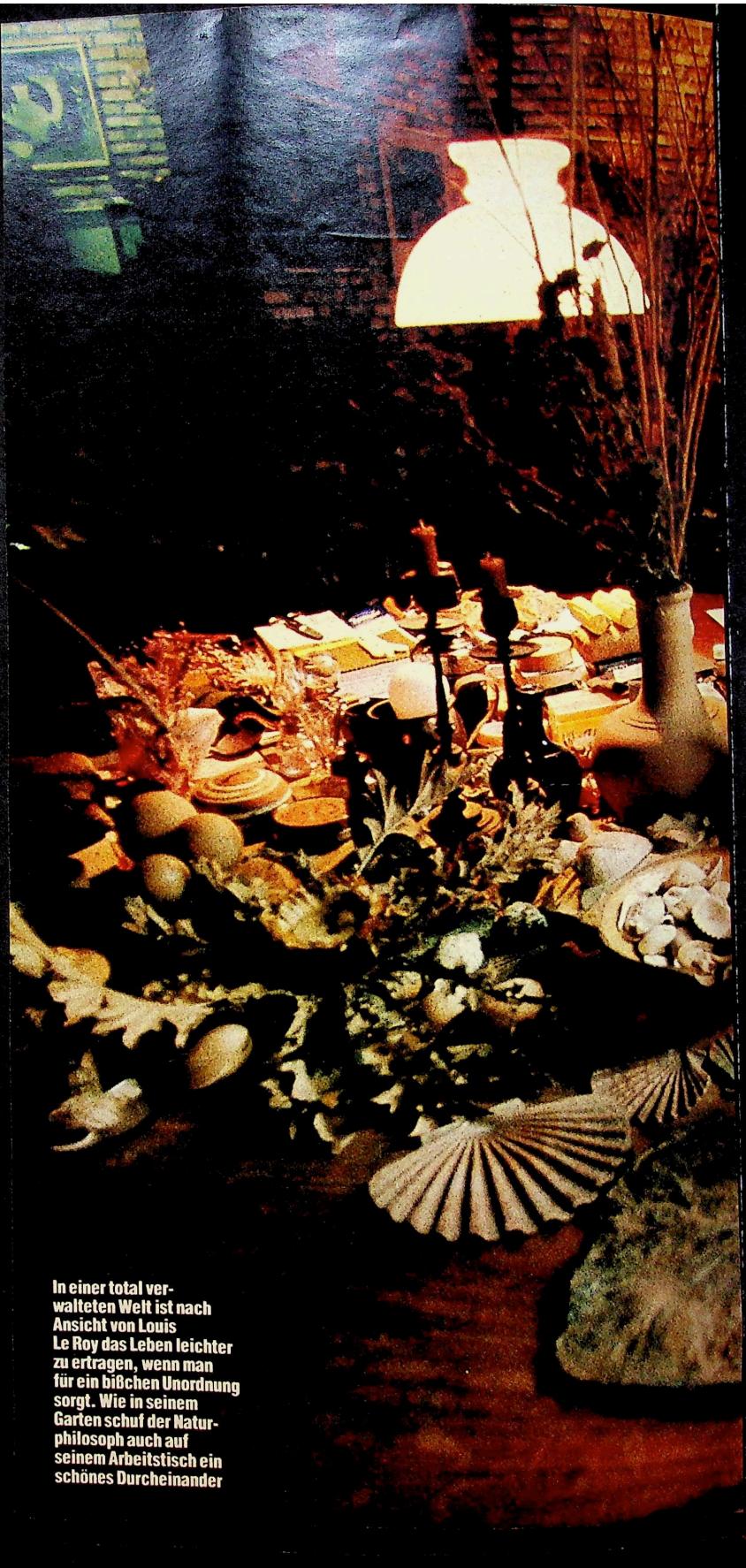
**E**ckige Neubauten umrankt er mit Efeu, Rasen überlässt er den Disteln, Bauschutt nimmt er als Muttererde. Die Betonflächen der Städte würde er am liebsten aufhauen und aus den Löchern Bäume wachsen lassen. Man könnte ihn einen Urgärtner nennen, der mitten in Europa Urwälder wuchern lässt. Aber das sagt nicht genug. Der Holländer Louis Le Roy bringt auch die schöpferischen Kräfte der Bürger zum Blühen: Er stiftet sie an, Wildnisse wuchern zu lassen.

Innerhalb weniger Jahre wurde der gärtnernde Naturphilosoph zum Wegbereiter eines neuen Lebensgefühls: Abneigung gegen eine bis zur letzten Erdkrume verplante Umwelt, Lust am wilden Wachstum der Natur und der Wille, die Gestaltung der Welt nicht mehr allein den Ordnungsbehörden zu überlassen.

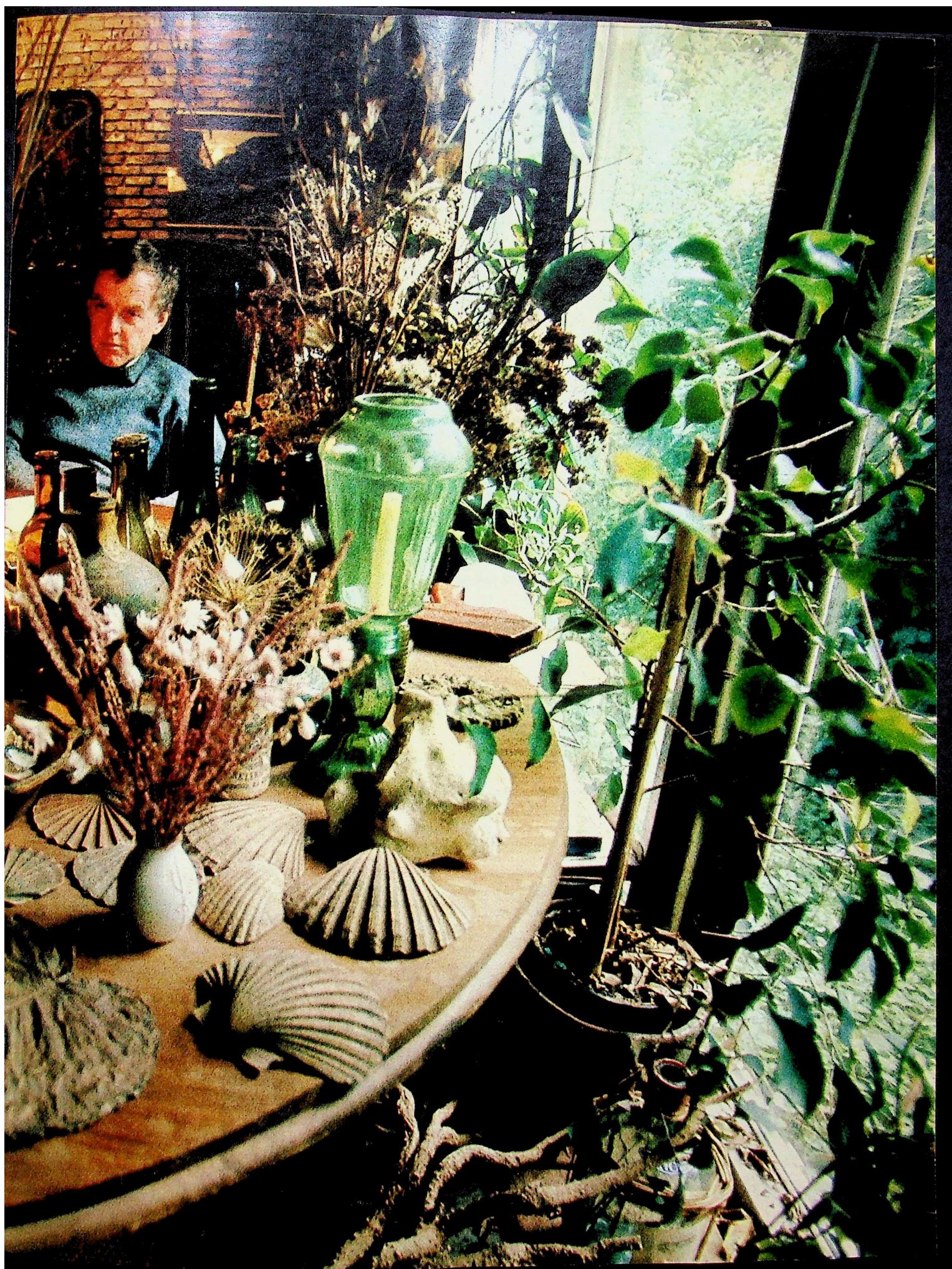
Le Roywohnt in Heerenveen, einem Provinznest in Nordholland. Häuschen mit Fenstern ohne Gardinen stehen Spalier an geraden Straßen. Geschnittene Hecken, englischer Rasen, ausgerichtete Tulpen, kein Unkraut, kaum Insekten. Inmitten all dieser Ordentlichkeit liegt das Bau-

## Unordnung macht das Leben leichter

Ein Bericht von Winfried Maß mit Fotos von Hanns-Jörg Anders



In einer total verwalteten Welt ist nach Ansicht von Louis Le Roy das Leben leichter zu ertragen, wenn man für ein bißchen Unordnung sorgt. Wie in seinem Garten schuf der Naturphilosoph auch auf seinem Arbeitstisch ein schönes Durcheinander





**Zwischen den Fahrbahnen der Kennedy-Laan im holländischen Heerenveen wuchs früher nur Rasen. Dann kam Louis Le Roy mit zwei Arbeitern und verwandelte den Grasstreifen in eine Wildnis – dreizehn Meter breit und einen Kilometer lang**

ernhaus des 57jährigen Louis Le Roy.

Das Grün ist schon im Frühjahr so dicht, daß ich lange brauche, das Haus darin zu entdecken. Kurz vor dem Eingang tritt mir der Hausherr zwischen Efeuranken entgegen — in ausgebeulten Hosen, offenem Hemd und mit einem von allen Wettern geprägten Gesicht. Le Roys Augen sind blau, die Brauen röthlich und die schütteren Haare braun.

Wir setzen uns drinnen an einen runden Mahagonitisch, der mit Muscheln, Versteinerungen, Flaschen, Krügen und Pflanzen übersät ist. Von hier aus hat man einen schönen Blick in Le Roys Dschungel-Garten. Gleich vor dem Wohnzimmerfenster hat eine Aronstabpflanze Blätter von der Größe mittlerer Bettvorleger ausgebreitet. Brombeerbüsche sind mit Farnkraut vermengt. Trichterwinden haben sich um abgestorbene

Bäume gerankt. Auf einem armdicken Schierlingsstamm sitzen braune Schnecken.

Mit so viel Natur vor Augen, hat der ehemalige Gymnasiallehrer und Kunstdozent seine Schriften über Umwelt- und Menschenschutz verfaßt.

#### **Mit einem Minimum an Arbeit erstaunliche Wirkungen erzielen**

Le Roys auch auf Deutsch erschienenes Buch „Natur ausschalten — Natur einschalten“ gehört heute zusammen mit der Gartenbaufibel „Der Naturgarten“ des Schweizers Urs Schwarz zur Standardliteratur für alle, denen ein natürliches Wachstum schöner und nützlicher erscheint als ein von Menschen geordnetes.

Der Holländer lehnt sich mit steifem Kreuz in seinen Eichenstuhl zurück und erzählt, er

habe sich schon als junger Mann beim Malen und Zeichnen Gedanken über Umweltschutz gemacht. Um die Gedanken in die Tat umsetzen zu können, habe er sich vorzeitig von der Schule pensionieren lassen und sei „Ökotekt“ geworden. Er versteht darunter jemanden, der ökologische Systeme aufbauen hilft, jene fruchtbaren Wechselwirkungen zwischen Mikroben, Insekten, Pflanzen und Tieren, ohne die auch menschliches Leben nicht möglich wäre. Mit einem Minimum an Arbeit, sagt Louis Le Roy, seien schon erstaunliche Wirkungen zu erzielen — getreu seinem vielzitierten Lehrsatz: Man soll wachsen lassen, was wächst, und menschliche Eingriffe auf das Allernotwendigste beschränken — die Natur ordnet sich schon von selbst.

Der Ökotekt deutet auf die Wildnis vor seinem Haus: „Das

war einmal ein Rasen, eine Monokultur, langweilig und giftig, weil jede Monokultur den Boden auslaugt. Um die Erde gesund zu halten, brauchen wir die Vielfalt!“

Außerdem sei die Pflege eines Rasens pure Energieverschwendug. Regelmäßiges Mähen, Unkrautjäten, Düngen, Abharken, Lüften und Nachsäen — wozu das alles?

Mitte der sechziger Jahre kippte Le Roy eines Tages zum Entsetzen seiner Nachbarn eine Fuhre Bauschutt auf seinen Zierrasen. Er verteilte die Mauerbrocken über das ganze Grundstück und verstreute darüber Samen von Pflanzen, die er großenteils bei Spaziergängen eingesammelt hatte. Dazu setzte er kreuz und quer ein paar Stauden, Sträucher und Bäume. Das war vor anderthalb Jahrzehnten seine letzte nennenswerte Arbeit im Hausgarten. Er grub nicht mehr um,

streute keinen Dünger und versprühte keine Gifte.

Wo einst außer ein paar Obstbäumen nur Rasen wuchs, gedeihen jetzt über 300 verschiedene Pflanzenarten. Eine schöne Wildnis ist entstanden, ein „ökologischer Garten“, an dem Le Roy fasziniert, daß er nie ein Endstadium erreichen wird. Alles verändert sich ständig, alles ist im Wandel. Manche Pflanzen verschwinden übers Jahr, neue breiten sich aus, bis wieder andere kommen und sie verdrängen.

Der Urgärtner verschrankt seine blond behaarten Arme über dem bäuerlichen Schädel und erklärt sein Konzept: „Meine Gärten sind in keine Richtung hin begrenzt, nicht im Raum und nicht in der Zeit. Sie sollen die Möglichkeit haben, unentwegt weiterzuwachsen und sich zu verändern.“

Disteln, die andernorts mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, lockten Schmetterlinge wie Admiral und Pfauenauge an, für die Nektar von Disteln eine wichtige Nahrung ist.

Schmetterlinge, Raupen, Blattläuse, Würmer und Schnecken ziehen ihrerseits hungrige Vögel in Le Roys Garten. Auch Eidechsen, in Nordeuropa selten geworden, fühlen sich hier wieder zu Hause.

Ein schmaler Rundweg durch den Wildgarten wächst nur deshalb nicht zu, weil er täglich begangen wird. Störende Zweige schneidet Le Roy zwar gelegentlich mit der Gartenschere ab, läßt sie aber gleich wieder fallen, damit sie vermodern und mit dem liegengelieben Laub zu Humus werden wird.

Das übliche Umgraben, belehrt mich der Ökotekt, würde die Humusbildung nicht begünstigen, sondern stören. Die Urwälder dieser Welt seien ja auch gewachsen, ohne daß Menschen dauernd den Boden bearbeitet hätten.

Le Roy will mit seinem Privatdschungel zeigen, daß ein durch Monokultur verdorbener Boden ohne großen Energieaufwand wieder zu ungeheuerer Fruchtbarkeit gebracht werden kann. Das Verteilen von Abruchgestein beschleunigt diesen Prozeß noch. Denn Schutt schafft ein günstiges Mikroklima, speichert Wasser und bietet mit seinen Nischen und Spalten ideale Voraussetzungen für die ver-

schiedensten Pflanzen und Insekten.

Den Verdacht, er wolle ganz Europa in eine Wildnis zurückverwandeln, weist der grüne Holländer zurück. Ihm reiche es schon, wenn man Europas Wüsten begrüne — beispielsweise die Ödlandflächen am Rande nahezu aller größeren Städte, den verstaubten Kümmerrasen öffentlicher Anlagen oder jene traurigen Einbebauungen, die in der Bundesrepublik als „Straßenbegleitgrün“ zwischen Autofahrbahnen zu finden sind oder als „Abstandsgrün“ zwischen Hochhäusern.

Louis Le Roy setzt sich seine Baskenmütze auf, führt mich in das Zentrum von Heerenveen und zeigt das Ergebnis eines Experiments, das ihn bei Stadtplanern und Städtebauern berühmt gemacht hat. Es fand auf einem 13 Meter breiten und einen Kilometer langen Bodenstreifen statt, der sich zwischen den beiden Fahrbahnen einer Allee dahinzieht, der Kennedy-Laan. Noch Ende der sechziger Jahre sah das schmale Stück Erde aus wie die Grünstreifen überall in der Welt: spärliches Gras mit gelben Flecken von Hundekot, der Böden mit Papier und anderem Abfall übersät.

Vor 15 Jahren durfte Le Roy dann mit Erlaubnis der Stadtverwaltung den Streifen in einen ökologischen Garten verwandeln. Er ließ als erstes Schutt auf das Gras kippen und ermunterte dann die Gartenbauerarbeiter, das Gelände nicht nach Plan, sondern nach Gutdünken zu gestalten. Treppen und Terrassen entstanden. In Mulden wurden kleine Teiche angelegt. Bruchstein bildete den festen Untergrund für Spazierpfade. In schönem Durcheinander ließen die Arbeiter dann Blumen, Büsche und Bäume wachsen.

#### Eine Künstlerin läßt Düsseldorfer Verkehrsinseln verwildern

Heute nun grünt inmitten der Kennedy-Laan ein wunderbarer Wald. Wer hier im Sommer spazieren geht, sieht nichts mehr von dem Verkehr zu beiden Seiten. Man hört die Autos kaum, so dicht ist das Blattwerk geworden. Die Bewohner der Neubauten blicken nicht mehr über die Straße in die Fenster anderer Neubauten, sondern auf Laub und Blüten.

Auch in bundesdeutschen Städten grünen inzwischen ähnliche Wildnisse. In Düsseldorf verwandelte die mit Pflanzen experimentierende Künstlerin Tita Giese Verkehrsinseln inmitten der Berliner Allee und der Ronsdorfer Straße in wildes Grün. Vor der Bremer Universität wollen Studenten nach Le Roys Beispiel ein Stück Ödland zur ökologischen Grünanlage umarbeiten. In Augsburg läßt das Gartenamt städtischen Rasen verwildern. Und in Hamburg will der Umweltschutzenator Wolfgang Curilla triste Grasflächen von Wildpflanzen bewachsen lassen und so „ökologische Ecken“ schaffen.

#### Bürgerinitiativen bringen Leben in Betonwüsten und sparen dem Staat Geld

Louis Le Roy selbst aber geht noch einen Schritt weiter. So frei wie die Pflanzen in seinen Wildgärten sollen sich auch die Menschen entfalten können. Er fordert für jede Stadt „Freiräume, in denen sich die Kreativität der Bürger austoben kann“. Warum, so fragt er, überläßt man es nicht den Bürgern, sich wenigstens einen Teil ihrer Umwelt so zu gestalten, wie es ihnen gefällt? Die schreckliche Ordnung und Eintönigkeit der Städte verlangen geradezu nach einem „ergänzenden System“, nach ein wenig Chaos, das von der totalen Planung ausgesperrt bleibt.

Im niederländischen Leeuwarden durfte auf Anregung des Ökotekten eine Schar Freiwilliger den eckigen Neubau der Regenbogen-Kirche „mit der Natur vernetzen“. Kinder konnten sich auf dem Kirchengrundstück Spieletecken und einen kleinen Fischteich anlegen. Rentner stellten Bänke und Tische für sommerliche Skatrunden auf. Hobbygärtner setzten Büsche und Bäume. Inzwischen ist alles so wild umwachsen, daß man mitten in dem vielen Grün die Einheitsarchitektur des angrenzenden Hochhausviertels vergißt.

Bürgerinitiativen, die auf eigene Faust buddeln und pflanzen, bringen aber nicht nur Leben in Betonwüsten, sie helfen den Städten auch Geld sparen. Allein 2,5 Millionen Mark brauchte so beispielsweise die holländische Großstadt Groningen nicht auszugeben. Das Geld war im Haushaltsplan bereits für die Anlage eines Erholungs-

parks in der neuen Stadtansiedlung Lewenborg vorgesehen; doch auf Vorschlag von Louis Le Roy wurde der Posten gestrichen und den Bewohnern des Viertels das Gelände mit dem Recht überlassen, es nach Lust und Laune zu gestalten. Zwar stellte die Stadt seither den Umweltgestaltern auf Anforderung Pflanzen und Arbeitsmaterial zur Verfügung, aber das kostete nicht mehr, als die jährliche Pflege des Parks durch das Stadtgartenamt ohnehin erfordert hätte.

Das Experiment Lewenborg begann 1972. Mittlerweile ist der 10 000-Einwohner-Siedlung eine der interessantesten und umweltfreundlichsten Grünanlagen Europas entstanden. Beide Wassergräben, die als Überlaufbecken für die Kanalisation notwendig waren, wurden angelegt, daß daraus idyllische Teiche entstanden, auf sich Wildenten und andere Wasservögel ansiedelten. Erdaushub wurde zu Hügeln getürmt, die mit Klee, Wildblumen, Büschen und 100 schnellwachsenden Bäumen, vor allem Weiden, bepflanzt wurden. Längst ist alles dschungelhaft durcheinanderwuchert und zu einem idyllischen Spielplatz für kleine Indianer geworden.

Am Anfang waren die Anhänger nur langsam angelangt, weil die Lewenborger zunächst mit der eingeräumten Freiheit nicht viel anzufangen wußten. Ein paar begonnene Projekte lagen, aber Louis Le Roy, der die verschiedensten Vorhaben „vernetzt“, ist durch nicht entmutigt: „Niemand ist festgelegt, es gibt keine festen Termine, wenn einer Lust mehr zum Arbeiten dann sage ich dem, nun dann kommen Sie eben in Jahren wieder.“

Jetzt gibt es etwa 20 willigengruppen, die in Freizeit an verschiedenen Projekten des „demokratischen Lebewerks“ arbeiten. Sie sagen, es macht ihnen großes Spaß, eigene Ideen in die Tumzusetzen, außerdem fördert die Gemeinschaftsarbeit die sozialen Kontakte zwischen den Bewohnern, die allesamt erst seit wenigen Jahren hier leben.

An einem kalten Regentag führt mich Le Roy durch das Lewenborger Gelände. Die Arbeitsgruppen haben nicht nur Wildnis zum Wuchern gebracht, sondern auch eine Men-

ge Gemeinschaftsanlagen gebaut — Kinderspielplätze, ein Amphitheater für Laienspieler, mehrere Bootsanleger, Brücken und Grillecken, in denen Familien an warmen Abenden Kotlets rösten und Genever trinken.

Zwischen den Reihenhäusern ist ein Reitplatz entstanden, wo alle Kinder der Umgebung kostenlos auf Islandponys reiten können. Zwar gab es anfangs Ärger, weil die Tiere die Blumen aus den Vorgärten wegfraßen, aber der ist ausgeräumt, seit die Ponyfarm von einem Zaun umgeben ist — dem einzigen übrigens in dem sechs Hektar großen öffentlichen Erholungsgelände.

„Und was ist, wenn die Lewenborger plötzlich anfangen, das Erholungsgebiet zu einem riesigen englischen Rasen einzuebnen?“ frage ich Le Roy. Er antwortet: „Dann hat man jedenfalls die Garantie, daß das ein Rasen ist, den die Leute auch wollen. Entscheidend ist, daß nichts für alle Zeiten festgeschrieben wird. Wenn neue Leute kommen, die keinen Rasen wollen, müssen sie das Recht haben, etwas anderes zu machen.“

#### »Ideen sollen sich durchsetzen können wie die Vegetation«

In einem stillen Winkel der Siedlung stoßen wir auf einige Schrebergärten. Auch das ist erlaubt: Wer will, kann auf städtischem Grund Gemüse anbauen, Blumen züchten oder sich für Weihnachten eine Tanne grünen lassen. Erlaubt ist es auch, private Hausgärten in öffentliches Gelände hinein weiterwachsen zu lassen — vorausgesetzt, daß der erweiterte Gartenbereich nicht eingezäunt wird.

„Was hier geschieht, ist ein Aufstand gegen die Eintönigkeit“, schwärmt der Groninger Stadtangestellte Martin Duisterwinkel, der die Lewenborger Arbeitsgruppen betreut. Zugleich bedeutet das Experiment einen Versuch, durch Solidarität der Bewohner die Probleme des Zusammenlebens in Neubaustädten zu lösen.

Le Roy: „Das Wichtigste ist die Freiheit der Leute, machen zu können, was sie wollen. Ihre Ideen sollen sich durchsetzen können wie die Vegetation. Vielleicht entwickelt sich aus dem Chaos, das dabei entsteht, eine neue Kultur.“